

bischen Provinz“ (147-160); Magda Fischer, „Die Bibliotheken der schwäbischen Paulinerklöster“ (161-184); „Das Ende der deutschen Paulinerklöster 1340-1807“ (185-201); Miroslaw Legawiec, „Die Gegenwart: Die Rückkehr der Pauliner nach Deutschland“ (202-208); „Die schwäbischen Paulinerklöster des 17. und 18. Jahrhunderts“ (209-223); „Liste der Provinziale und Prioren“ (225-231); Quellen und Literatur (232-242); Druck- und Bildnachweise (243-245); Orts- und Personenregister (246-255).

Die einzelnen Artikel informieren in verständlicher Sprache über die wichtigsten Aspekte des paulinischen Ordeslebens in Deutschland. Zahlreiche Bilder (Fotografien, Stiche, Karten usw.) lassen die Darstellung sehr anschaulich werden. Der Leser, der sich eingehender mit der Materie befassen möchte, hätte sich Anmerkungen zu den verschiedenen Beiträgen gewünscht. Allerdings ist zu sagen, dass das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis diesen Mangel bis zu einem gewissen Grade kompensiert.

Bei dem von Elmar L. Kuhn redigierten „Officium des Paulinerordens“ handelt es sich um die Rekonstruktion des Offiziums eines Paulinerkonvents zum Hochfest des Ordenspatrons. Der Herausgeber nennt als Ziele:

„- ein Beispiel für den Aufbau des Offiziums vor der großen Reform des Stundengebets durch das Vatikanum II zu präsentieren,

- den Umfang der Gebetsverpflichtungen im Tageslauf zu verdeutlichen,
- eine Quelle für die spezifische Spiritualität des Paulinerordens zugänglich zu machen,
- nicht nur eine historische Quelle vorzulegen, sondern auch die eigene Teilnahme am Gebetsleben des Ordens zu ermöglichen.“ (9)

Zum Aufbau: Vorwort (8-10); rekonstruiertes Offizium (11-104); Varianten (105-115); „Anhang: Deutsche Offizien 1733 und 1736“ (116-125); Quellen- und Literaturverzeichnis (126-131); ausführliches Register (132-139).

Geboten werden neben den lateinischen Texten auch deutsche Übersetzungen, die in der Regel der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift bzw. dem Stundenbuch entnommen sind. Detaillierte Angaben am Rand ermöglichen es, zu den Originalquellen zu gelangen.

Norbert Wolff SDB

HERSCHE, Peter

## MUß UND VERSCHWENDUNG

Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter.

Freiburg [u.a.]: Herderverlag, 2006. – ISBN 978-3-451-28908-8. – EUR 78.00.

Bd. 1. S. 1-666.

Bd. 2. S. 667-1206.

„Ein überraschend neuer Blick auf eine glanzvolle Epoche – ein hinreißendes Buch für jeden historisch Interessierten.“ Mit überschwänglichem Lob preist der Herderverlag das Werk des emeritierten Berner Historikers an. Und in der Tat muss man das dickleibige Buch, das nur des Umfangs wegen, nicht aus sachlichen Gründen in zwei Bände unterteilt wurde, der Leserschaft dieser Zeitschrift dringend empfehlen: Zumindest in jeder Bibliothek solcher Orden, deren Wurzeln weiter zurück als bis in das 19. Jahrhundert reichen, sollte es nicht fehlen.

Hersche schreibt eine Art Handbuch, das versucht die Barockepoche sowohl in ihrer gesamten zeitlichen als auch räumlichen Ausdehnung in den Blick zu nehmen. Dazu bedarf es freilich eines solchen Überblicks über die Materie, wie ihn sich der Verfasser zahlreicher Einzelstudien und Literaturberichte im Laufe der Jahre hat erwerben können: Nicht nur über die Ereignisgeschichte der wichtigsten europäischen Länder, sondern auch über die sozial-historischen Fakten desselben Raumes weiß Hersche im Detail Bescheid. Die Darstellung der letzteren bildet den eigentlichen Gegenstand des Buches. Doch auch die Theorie-Diskussionen der letzten Jahrzehnte sind ihm geläufig.

Die diversen, zum Teil gegensätzlichen sozial- und kulturhistorischen Ansätze für die Erforschung und Interpretation der Barockepoche stellt er nach einer Vorbemerkung zur Zielsetzung und zum Aufbau des Buches umfassend dar und arbeitet seine eigene Position heraus (36-111). Entschieden wendet er sich dabei gegen das auf der Bielefelder Schule von Hans Ulrich Wehler fußende wissenschaftliche Paradigma von der Konfessionalisierung, welches besonders die Kirchenhistoriker Heinz Schilling für die evangelische Kirchengeschichte und Wolfgang Reinhardt für die katholische vertreten und das sich bis heute einer allgemeinen Anerkennung erfreut (55-63). Kennzeichnend für die Reinhardtsche These ist die Interpretation der konfessionellen Ausbildung in den frühneuzeitlichen Territorien als einer Epoche der Modernisierung. Konfessionalisierung wurde dadurch zur „fraglosen Erfolgsstory“ stilisiert. „Von einem Standpunkt der weniger aus dem 16. Jahrhundert nach vorwärts als aus dem 18. Jahrhundert zurückblickt, stellt sich aber die einfache Frage: Wenn man im katholischen Europa so eifrig modernisiert hätte, wie dies Reinhardt annimmt, dann hätte seine damals konstatierte und etwa im wirtschaftlichen Bereich auch einigermaßen messbare ‚Rückständigkeit‘ doch gar nicht oder nicht in diesem Ausmaß entstehen können.“ (58)

Demgegenüber möchte Hersche die bekannte These von Max Weber, die Entstehung des Kapitalismus hänge ursächlich mit der Ausformung des Protestantismus zusammen, gewissermaßen von ihrer Kehrseite her betrachten: Wenn es nach Weber einen engen Zusammenhang von Religion und wirtschaftlichem Verhalten gibt und es ihm darum ginge, „zu analysieren, wie dieser Zusammenhang beschaffen war, wie sich die Religion auf das Profane auswirkte und die Lebenspraxis formte“ (106), so stehe diese Aufgabe für den Barockkatholizismus noch aus. Dieser Aufgabe will sich der Verfasser stellen und er sieht sein Programm in der Formel zusammengefasst, die seinem Buch den Titel gibt: Muße und Verschwendung sind nach Hersche die Insignien dieses Katholizismus gewesen, ja, des Barock überhaupt. Deshalb er seine Darstellung auch auf die katholische Kirche beschränken will, da sich das protestantische Leben und Denken der Zeit von dieser Lebenshaltung fundamental unterscheiden. Ich muss allerdings zugeben, dass mir auch nach der Lektüre noch nicht recht klar ist, ob es sich hier um ein hellichtiges Urteil oder um einen methodischen *Circulus vitiosus* handelt.

Die Darstellung von „Anspruch und Wirklichkeit“ der tridentinischen Reform schließt den Einleitungsteil ab (152-211). In drei großen Blöcken untersucht Hersche sozialgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche und kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte des Barockzeitalters. Dabei geht er im einzelnen auf die „Eigenheiten der katholischen Gesellschaft“ (214-246), „Den geistlichen Stand“ (247-318), „Das Kloster als spezifische Lebensform“ (318-383), „Die Rolle der Laien in der Kirche (383-439, hier ist auch sehr breit das Bruderschaftswesen abgehandelt), den speziell „katholischen Wirtschaftsstil“ (442-489), das „Kreditwesen und Investitionsverhalten“ (490-527), die „ostentative Verschwendung“ (528-600), die Vorliebe für die Muße (601-666), die „erfolgreiche Disziplinierung“ (668-747), das „Leben ohne Plan“ (748-793), das Wallfahrtswesen als „religiösem Freizeitvergnügen“ (794-845) und den

Zusammenhang von „Bildung, Wissenschaft und Magie“ (845-890) ein. Aus diesem in solcher Weise geordnetem Material zieht er auf den letzten knapp zweihundert Seiten ein Resümee. Das Zahlenmaterial über die Religiösen (bei ihm Klerus genannt) legt er in mehreren Tabellen vor. Ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister schließen den zweiten Band ab.

Dieser Überblick deutet die Fülle an, die Hersche vor dem Leser auszubreiten weiß und der eine Rezension nur schwer gerecht zu werden vermag. Für uns bietet es sich an, den Blick auf die Darstellung des Klosterwesens zu beschränken.

Als einen „Spiegel der damaligen Gesellschaft“ fasst er das Kloster auf, weil sich die Pole von Muße und Verschwendung im Hang zum kontemplativen Leben und der exorbitanten Bautätigkeit besonders ausgeprägt hätten.

Die Zusammenfassung des Zahlenmaterials über die Entwicklung der Religiösen in Europa, welches er mit aller Vorsicht, die man gegenüber den Quellen haben muss, präsentiert, ergibt den Trend eines Anstiegs der Ordensangehörigen von der Zeit des Tridentinums an bis zu der Zeit um 1750. Das ließe vermuten, dass die tridentinische Reform auch in den Klöstern ihre Wirksamkeit zeigte. Dieser Schlussfolgerung steht Hersche insgesamt und so auch im Falle der Klöster indessen sehr skeptisch gegenüber. In diesem Zusammenhang betont er, dass die Reformforderung von den Orden als Rückgewinnung der ursprünglichen Intention ihrer Gründung verstanden wurde und diese Interpretation einen gewissen Gegensatz zu den als neu erachteten Forderungen des Trienter Konzils bildet. Dass sich die alten Orden dabei an den Formen mittelalterlicher Frömmigkeit orientierten, wurde noch dadurch begünstigt, dass Neugründungen wie die Jesuiten bald als Konkurrenz gerade auf dem Gebiet der Frömmigkeit empfunden wurden. Während also im 17. Jahrhundert zwei unterschiedliche Konzepte von Reform zum Teil miteinander unvereinbar waren, schwand im 18. Jahrhundert generell der Reformwille und es kam in ganz Europa „wie im Spätmittelalter zu einer Verweltlichung mit ziemlichen Erleichterungen von der Regel.“ (330) Hersche liefert für die Behauptung zahlreiche Belege aus der Entwicklung des Alltagslebens in beiden Jahrhunderten.

Konterkariert wurde der Reformgeist auch durch die soziale Funktion, die die Klöster für ihre Insassen einnahmen. Dass religiöse Motive bei einem Klostereintritt im Vordergrund standen, war ja meist eine Ausnahme. Besonders in Frauenklöstern kam dagegen der Umstand zum Tragen, dass viele nur deshalb Nonnen wurden, weil sie mangels der elterlichen Finanzkraft ledig geblieben wären, was deren sozialen Geringschätzung bedeutet hätte. „Nicht in erster Linie wegen des religiösen Impetus der Gegenreformation, sondern infolge der allgemeinen Durchsetzung des Fideikommisses und der Heiratsbeschränkungen wurden Klöster so aus durchaus profanen Ursachen zu unentbehrlichen Instituten.“ (335)

Ungeachtet dessen hebt Hersche auch die Leistungen hervor, die die Orden für Kirche und Gesellschaft erbrachten. Die Leistungen für die Kirche, die vor allem auf dem Gebiet der Seelsorge und der Sakramentspendung lagen, blieben den Aufklärern freilich fremd. Aber auch sie mussten immerhin der Tatsache Rechnung tragen, dass das Bildungswesen „in den katholischen Ländern auch außerhalb der Theologie fast vollständig auf den Orden“ ruhte (346). Deshalb entgingen solche, die sich darin besonders hervortaten auch der ersten Welle der Aufhebungen, was aber das allgemeine Schicksal der katholischen Orden am Anfang des 18. Jahrhunderts nicht abwenden konnte. Kritischer betrachteten die Aufklärer dagegen das große caritative Engagement, weil damit „eine Armee von Müßiggängern“ (347) unterhalten würde. Dass dies freilich nicht das Problem der Orden war, sondern aus der dauernden Arbeitslosigkeit, der die Klöster auch durch vielfältige Beschäftigungen begegneten, resultierte, wurde bei dieser Argumentation ausgeblendet. In diesem Zusammenhang ist besonders auf

die rege Bautätigkeit hinzuweisen, die nicht nur vielen Künstlern sondern vor allem Handwerkern dazu verhalf, ihre Existenz aufzubauen und zu erhalten. Allerdings ist das barocke „Klosterschloss“ wie man es nennen kann, ein Bautyp, der außerhalb des südlichen deutschsprachigen Bereichs einschließlich Böhmens nur punktuell vorkommt und sich zudem in der Regel auf die Männerklöster beschränkt (das hat seinen Grund vor allem im System der Finanzierung durch die Kommende). Neben der Arbeitsbeschaffung nennt Hersche als weitere Gründe für die rege Bautätigkeit das neue Kirchenbauideal, das Anwachsen der Bibliotheksbestände und die daraus resultierende Notwendigkeit neuer Räume, das Konkurrenz- und Machtdenken unter den einzelnen Klöstern.

Es ist ein wenig Schade, dass er an dieser Stelle dem für die historische Anthropologie so zentralen Gedanken der Repräsentation keinen Deutungsvorrang eingeräumt hat, weil sich auf diese Weise mehr über das Selbstverständnis der Orden anhand deren Bautätigkeit hätte sagen lassen. Die Motive, so wie sie von ihm dargestellt werden, machen jedenfalls den Eindruck als ob es sich um eine Summe von Zufälligkeiten handelte und sich das Prunken-Wollen dabei letztlich durchgesetzt habe. Ist es aber nicht erstaunlich, dass z.B. die oft stattlichen Bibliothekssäle mit künstlerisch wertvollen Deckengemälden keineswegs für die öffentliche Repräsentation gemacht waren, weil kaum jemals ein Externer diese „Schätze“ zu Gesicht bekam? Stattdessen wendet sich diese Art von Repräsentation nach innen an die Mönche selbst und schärft so deren Bewusstsein von Sinn und Zweck ihres Hierseins, das sich wiederum in der Bautätigkeit Ausdruck verschafft. Für das Aufzeigen dieser Wechselwirkung von Ausdruck und innerer Haltung bildet die Barockzeit die ideale Epoche – wie Hersche übrigens selbst schon im Titel des Werkes und an vielen anderen Stellen des Buches deutlich macht.

Diese Anmerkung ist eine Marginalie, die keinen Schatten auf die große Leistung des gelehrten Historikers wirft. Eben weil es sich hier um ein Standardwerk handelt, das für eine lange Zeit Gültigkeit beanspruchen darf, irritiert es allerdings am Ende doch, dass für die Aufbereitung der Literatur und des reichen Inhaltes so wenig Mühe verwandt worden ist. Zwar informieren Abschnitte in Petitschrift gedrängt und gut über die Forschungslage eines bestimmten Themas und geben wichtige Informationen über bestimmte in der Literaturliste aufgeführte Bücher. Weder findet aber ein Rückverweis aus dem Register oder der Liste in den Text statt, so dass diese Informationen ohne Aufwand stets zuhanden wären, noch wird die Literaturliste selbst systematisch dargeboten. Wer sie benutzen möchte, um für bestimmte Themen den Einstieg zu finden, muss sich durch über hundert dicht bedruckte Seiten kämpfen. Auch fragt man sich bei einem so reichhaltigen Werk, wem das sechseinhalbseitige Personenregister eigentlich dienen möchte? Es sollte doch mindestens dem Verlag klar gewesen sein und eigentlich keiner Diskussion darüber bedürfen, dass erst die angemessene Erschließung (und d.h. auch geographische und vor allem sachliche Zugriffsmöglichkeiten mittels Register) dem Werk eine Nutzung ermöglicht, die es ohne Zweifel verdient. Bei einer der zahlreichen Neuauflagen, die man dem Unternehmen gerne wünscht, wird dieser Mangel leicht zu beheben sein.

Philipp Gahn